

LIZ RIGBEY

Der
versunkene
Garten



Weltbild

Nach dem plötzlichen Kindstod ihres Sohnes verlässt Lucy Schaffer ihren Mann und ihre Heimat Kalifornien, um in New York ein neues Leben zu beginnen. Als sie drei Jahre später die Nachricht erhält, ihr Vater sei ermordet worden, kehrt Lucy nach San Francisco zurück – trotz ihrer Angst, dass die Vergangenheit sie wieder einholen könnte. Warum kam es in ihrem Freundes- und Verwandtenkreis immer wieder zu geheimnisvollen Todesfällen, deren Ursachen bisher nie aufgeklärt wurden? Je weiter Lucy in das Labyrinth ihrer Familiengeschichte eindringt, desto deutlicher werden die Bilder ihrer Erinnerung: an den Tod des Bruders, an ihre verstorbene Freundin – und an Stevie, ihren eigenen Sohn. Lucy ahnt, dass es sich nicht um Zufälle handeln kann. Wird es schon bald ein neues Opfer geben?

Liz Rigbey

Der versunkene Garten

Thriller

Aus dem Englischen von Anette Grube und Rebekka
Göpfert

Weltbild

Die Autorin

Liz Rigbey, 1957 in London geboren, promovierte an der Exeter University in Englischer Literatur. Bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete, arbeitete sie jahrelang als Moderatorin beim BBC und drehte einen Dokumentarfilm. Sie ist verheiratet und lebt mit ihrem Mann in London.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel Summertime.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2003 by Liz Rigbey

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2003 by Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG,
München

Übersetzung: Anette Grube und Rebekka Göpfert

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-773-8

Meine Mutter hat meiner Schwester und mir diese Geschichte viele Male erzählt. Wie der Zug Tage brauchte, um Russland zu durchqueren, und wie es, als er an der Grenze anlangte, klar war, dass das Baby tot war.

Der Vater wusste es schon seit einer Weile. Seine drei Töchter verstanden es, eine nach der anderen. Die anderen Fahrgäste erzählten es sich wortlos, mit erschrockenen Blicken. Nur die Mutter schien unfähig zu begreifen, was mit dem Kind, das sie in den Armen hielt, passiert war.

Es weinte, seit sie den Zug bestiegen hatten. Nicht wimmernd wie ein Neugeborenes, sondern mit dem lauten, hartnäckigen Geschrei eines sechs Monate alten Babys. Als die Familie Andrejew mit dem vielen Gepäck, dem mürrisch dreinblickenden Vater und dem schreienden Baby ankam, wollten alle, die bereits im Abteil saßen, ihre Fahrkarte sehen, in der Hoffnung, dass sie auf den falschen Plätzen saßen. Als feststand, dass sie tatsächlich mit den Andrejews nach Westen fahren mussten, sagten sie sich, dass das Baby sicherlich bald aufhören würde zu schreien, und außerdem nahmen die drei Mädchen nur wenig Platz ein. Jedes Abteil war überfüllt, und alle Fahrgäste trugen dicke Mäntel, Mützen, Schals und Handschuhe. Und das Gepäck! Taschen, Kisten, Körbe, Koffer, die hoch über den Köpfen der Reisenden aufgetürmt waren, auf dem Boden standen und auf den Knien gehalten wurden.

Als der Zug – viel später als vorgesehen und nach mehrmaligem beunruhigendem Rucken – endlich den Belarusski-Bahnhof verließ, warteten die anderen Passagiere vertrauensvoll auf die Stille, die eintreten musste, sobald das Kind den einschläfernden Rhythmus der großen Eisenräder auf den Schienen spüren würde.

Aber die Stille trat nicht ein.

Der Zug schnitt sich seinen Weg in einer geraden Linie aus der Stadt hinaus, vorbei an Fabriken und Mietskasernen, an Plätzen aus Schnee und Schlamm, auf denen Kinder spielten. Die Fahrgäste saßen da und horchten missmutig auf das nicht enden wollende Geschrei. Die winzigen Augenblicke der Stille, in denen das Baby Atem holte, waren viel zu kurz und zogen solche Ausbrüche von Unglück nach sich, dass

es den Anschein hatte, als sei das Kind das Sprachrohr der Trübsal und des Kummers aller Anwesenden. In den anderen Abteilen versuchten die Fahrgäste, sich gegenseitig aufzuheitern, indem sie sich einander vorstellten, Brot und manchmal auch Schweinefett teilten, Flaschen öffneten und Geschichten erzählten. Doch im Abteil der Andrejews wurden sämtliche Kontaktversuche vom Geschrei des Babys unterbunden.

Als der Zug Moskau hinter sich ließ, freuten sich die Reisenden zunächst darüber, die verschneite Landschaft zu sehen. Doch bald erlahmte ihr Interesse. Kilometer um Kilometer – für die Reisenden bedeutete dies Stunde um Stunde – dunkler Wald, dann wieder flaches Land ohne Abwechslung durch Bäume, Straßen oder Hecken. Farben und Felder veränderten sich nicht, nicht der kleinste Hügel war unter der Schneedecke zu erkennen. Wenn Wälder vorbeizogen, dann waren es enttäuschende dunkle Scheiben ewig gleicher Koniferen. Es war, als reise man durch ein riesiges Schwarz-Weiß-Puzzle. Und als die Nacht sich draußen vor dem Zug sammelte und sich um die endlose Weite des im Schnee versunkenen Russlands wickelte, schrie das Baby immer noch.

»Können Sie es denn nicht endlich beruhigen, um Gottes willen?«, beschwerte sich schließlich jemand. Es war ein junger Mann mit kalten blauen Augen und roten Wangen. Doch seine Verzweiflung wurde vom Geschrei des Babys übertönt, und die Mutter zuckte nur mit den Schultern und schüttelte den Kopf.

Der Vater kümmerte sich weder um Frau noch Kind, sondern saß still da, mit schmalen Gesicht und verschlossenem Mund. Sein Blick schweifte rasch und selbstbewusst über die Gesichter der Reisenden. Vier, ja, vier Kinder, und die Familie war trotzdem anständig angezogen; jedes der Mädchen hatte eine kleine lederne Reisetasche auf dem Schoß. Alle konnten sehen, dass Andrejew es zu etwas gebracht hatte. Sein drohender Bürokratenblick hinderte manchen daran, gegen das Geschrei des Babys aufzubegehren.

Nach etlichen Stunden hielt der Zug. Es gab keinen Bahnhof, kein Licht, keinen offensichtlichen Grund. Ein paar Eisenbahnangestellte, vielleicht sogar der Zugführer, standen neben den Gleisen und

rauchten. Einige mutige Fahrgäste sprangen aus dem Zug. Danach noch ein paar weitere. Bald war das Abteil der Andrejews leer, bis auf die Mutter, die drei Mädchen und das kreischende Baby.

Als das erste perlfarbene Licht auf die grauen Gesichter der Reisenden fiel, setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Und noch immer schrie das Baby.

Doch schließlich, Stunden nachdem alle die Hoffnung auf ein Ende des Lärms aufgegeben hatten, wurden die Pausen zwischen dem Schreien länger, und der wütende Unterton des Gebrülls begann zu verebben. Die Reisenden tauschten hoffnungsvolle Blicke aus. Manche beteten. Sie schielten auf das Bündel mit dem roten Kopf, das im Arm seiner Mutter lag. Es wimmerte kaum mehr. Das Ungeheuer schien vor ihren Augen zu schrumpfen. Das Baby schlief ein.

Als endlich Stille eingekehrt war, machte sich unter den Reisenden Genugtuung breit. Alle, außer der Mutter, die immer noch ihr Baby im Arm hielt, schliefen ein. Manche schliefen lange. Die Enge gestand anderen diese Erholung nur in kurzen Abschnitten zu. Von Zeit zu Zeit warfen die, die wach waren, einen kurzen Blick auf das Baby, und die Vermutung wurde zur Gewissheit. Es war jetzt weiß, sehr weiß. Und gleichgültig, wie lange sie es betrachteten, sie konnten kein Lebenszeichen entdecken. Das Baby war tot. Die drei Mädchen nahmen den Schrecken in den Gesichtern der anderen Reisenden wahr. Niemand sprach es aus, niemand sagte ein Wort. Die Frau hielt weiterhin das reglose Bündel in den Armen und drückte es an sich, als wolle sie es wärmen.

Sobald er die Tür öffnete, wusste der Schaffner, dass etwas nicht in Ordnung war. Zunächst einmal war es zu still. Dann stimmte auch etwas nicht an der Art, wie ihn alle ansahen. Sie schienen darauf zu warten, dass er etwas bemerkte. Nur eine Person blickte ihn nicht an, eine müde Frau mit einem schlafenden Baby.

Er schaute zu der Frau und dem Bündel auf ihrem Schoß, dann fasste er das kleine, weiße Gesicht des Babys an. Kalt. Kälter als Eisen, kälter als Stein. Er hob die Hand des Babys und versuchte seine Finger zu bewegen, doch sie waren starr. Das Kind war seit Stunden tot.

»Sie müssen mir das Baby geben«, sagte der Schaffner. »Es ist tot

und darf nicht mehr mitreisen.«

»Nein!«, schrie die Mutter. »Nein, nein, der Kleine schläft.«

Nun schluchzte die Frau.

»Nein! Nein!«

Plötzlich stand der Vater auf.

»Gib ihn mir«, befahl er, und die Frau ließ zu, dass er ihr das steife Bündel aus den Armen nahm. Unter den großen Augen seiner drei Töchter händigte er das Baby dem Schaffner aus, der es vorsichtig entgegennahm.

Die Frau klammerte sich an die schäbige Uniform des Schaffners.

»Bitte, bitte, bitte, versprechen Sie mir, dass mein Kind richtig beerdigt wird!«

Der Mann blickte sie an. Er konnte ihr dieses Versprechen nicht geben, im Gegenteil, er überlegte bereits, wie er dieses lästige, leblose Baby möglichst rasch und unaufwändig loswerden könnte, und keine der möglichen Lösungen sah das stundenlange Aufhacken des gefrorenen Bodens vor.

Er verließ das Abteil mit dem Baby im Arm, und sie hörten, wie er aus dem Zug ausstieg. Die Mutter weinte still und ohne Unterlass bis zum Ende der Reise.

Meine Mutter kannte diese Geschichte so gut, weil sie die jüngste der drei Töchter war, und die schluchzende Frau war meine Großmutter. Ich hörte diese Geschichte während meiner gesamten Kindheit, aber als ich etwas über zehn Jahre alt war, kam meine Mutter in eine Klinik für Geisteskranke, und diese Geschichte verschwand zusammen mit ihren anderen Geschichten aus meinem Gedächtnis, wie ein Schwarm kleiner Fische durch einen Spalt in einem Felsen verschwindet. Erst als ich selbst einen Sohn zur Welt brachte, schnellten die Fische wieder heraus und warfen ihr silbriges Leuchten auf mich, die ich, überfließend vor Liebe, meinen Sohn in den Armen hielt. Als er starb und von einer gedrungenen Frau in dunklen Kleidern fortgebracht wurde, saß ich in unserem Haus in Kalifornien, und es schien, als sei die Frau, die im verschneiten Osteuropa vor mehr als sechzig Jahren im Zug schluchzte, ich und ich sei sie.

Es ist ein Frühlingstag, kalt, aber jedes Mal, wenn ich die Straße überquere, taucht irgendwo die Sonne auf. Ich nehme die Abkürzung durch den Park und betrachte die Babys, die passiv und mit ausdrucksloser Miene in ihren Kinderwägen sitzen, wie die Leute in der U-Bahn. Es ist jetzt ganze drei Jahre her, seit ich ein Baby in den Armen hielt.

Klick, klack. Klick, klack. Meine neuen Schuhe auf dem Gehsteig; sie drücken ein wenig an der Ferse. In den merkwürdigen Geräuschpausen, die es manchmal in Manhattan gibt, wenn keine Sirene heult und der Verkehrslärm plötzlich verstummt, kommt es mir vor, als trete mein linker Fuß fester auf das Pflaster als mein rechter. Ich versuche ein Gleichgewicht herzustellen, aber man kann seinen Gang nicht ändern. Klick, klack.

Die Eingangshalle unseres Gebäudes umfängt mich. Sie besteht aus einem hoch aufragenden Atrium aus Glas, und die Pflanzen wachsen hier wie in einer heißen Gegend unter freiem Himmel. Manche ähneln den Bäumen, die mein Vater in seinem Garten in Kalifornien gepflanzt hat; allerdings sind diese hier perfekter gewachsen, mit größeren, leuchtenderen Blüten und einem süßeren Duft. Die Türen des Aufzugs schließen sich, und als er nach oben fährt, spüre ich dieses Gefühl des Schwebens. Als mein Vater mich ein einziges Mal in New York besuchte, habe ich ihn an einem Samstagmorgen ins Büro mitgenommen. Das war, bevor es das Atrium gab, als die Eingangshalle noch dunkel und mit einem weinroten Teppichboden ausgelegt war. Als der Aufzug nach oben schoss, erschrak mein Vater so sehr vor der Plötzlichkeit und der Wucht, dass er nach hinten taumelte. Ich streckte meinen Arm aus, um ihn festzuhalten, doch er hatte sein Gesicht bereits zu einer Grimasse verzerrt und seinen Körper in gespielter Schrecken an die Wand gedrückt. Ich lächelte, vermutlich war ich erleichtert. Unsere Familie nimmt das Alter meines Vaters nicht besonders ernst, und wenn er Anzeichen von Gebrechlichkeit aufweist, ignorieren wir sie. Er darf nicht alt oder krank werden.

Ich gehe schnell den Korridor entlang und horche auf das Klick-

klack, aber hier ist der Teppich zu dick.

»Hallo.« »Hallo.« »Hallo.«

Normalerweise bin ich die Erste, aber heute tauchen bereits ein paar Köpfe zwischen den Trennwänden unseres Büros auf. Sie nehmen meine Gegenwart mit einem gewissen Respekt wahr, aus dem die Tatsache spricht, dass heute der Tag für einen großen Deal ist und dass ich es bin, die ihn macht. Es ist erst drei Monate her, dass Gregory Hifeld mir an meinem Schreibtisch gegenüber saß und über das Revers seines Anzugs strich, der aus einem so festen Material war – vermutlich kam es aus Schottland oder Irland –, dass er ihn seit mindestens vierzig Jahren hätte tragen können, ohne dass er knittrig oder fadenscheinig geworden wäre. Er erzählte mir von seinem Sohn. George ist dreimal geschieden, trinkt und hat keinen Sinn fürs Geschäft. Er ist nicht dafür geeignet, Thinking Toys von seinem Vater zu übernehmen, weder jetzt noch später.

»Sie sind achtundsechzig, das ist nicht alt. Und auf mich machen Sie einen starken und gesunden Eindruck«, sagte ich zu Gregory. »Warum wollen Sie ausgerechnet jetzt die Firma verkaufen?«

Er senkte den Kopf, und einen Moment lang dachte ich, er würde anfangen zu weinen. Ich sah weg. »Ich bin müde, und meine Frau ist krank. Wir möchten die Zeit genießen, die uns beiden noch gemeinsam bleibt.«

Bald darauf saß mir George Hifeld am Schreibtisch gegenüber, genau da, wo sein Vater gesessen hatte, mit gelben Fingern und zittrig wie jemand, der dringend rauchen möchte, aber fürchtet, damit sämtliche Feueralarmanlagen und eine Panik auf dreiundachtzig Stockwerken auszulösen. Und schließlich war da Mittex. Scharf darauf, Thinking Toys zu kaufen, und zugleich darauf bedacht, dies nicht zu zeigen. Dunkle Anzüge, weißhaarige Köpfe, die nicken wie Geier. Der Firmenleiter in spe, Jay Kent, stellt Fragen, arbeitet sich so professionell und präzise wie ein Koch, der Zwiebeln schneidet, durch Zahlen und langfristige Pläne. Heute sitzen sie zum ersten Mal alle gemeinsam an einem Tisch, und vielleicht werden wir am Ende des Tages wissen, ob Mittex Thinking Toys kaufen wird.

Als mein Kollege kommt, halte ich gerade meinen zweiten Becher

Kaffee in der Hand.

Jim Finnigan hat eine Glatze und starkes Übergewicht. Als ich hier zu arbeiten anfing, war er einfach nur dick, aber er pendelt mit dem Zug und kauft im Bahnhof warme Zimtbrötchen, die vor Butter triefen. Jim isst davon jeden Morgen drei. Seiner Frau June erzählt er, er esse nur eins. Er hat ein schlechtes Gewissen, weil er sie anlügt und mir die Wahrheit sagt, aber in unserem Job, nach langen Stunden in einem Zimmer oben im Himmel, kommt einem die Familie, die zu Hause sitzt, manchmal irgendwie unwirklich vor. Wenn man lügen muss, dann trifft es die Familie. Untereinander sind wir meistens ehrlich.

»Mann«, sagt Jim, holt sich einen Stuhl und legt seine Füße auf meinen Tisch. »Mann, du wirst es heute Nachmittag nicht einfach haben. Ich habe im Bahnhof darüber nachgedacht und musste mir noch ein Zimtbrötchen holen.«

Die Gesamtmenge ist über die Jahre langsam angewachsen.

»Ist es das erste Mal, dass du vier gegessen hast?«, frage ich ihn. Seine Füße rutschen auf meinem Schreibtisch herum.

»Na ja, ... eigentlich fünf.«

»Jim! Isst du jeden Tag vier?

Er nickt kläglich.

»Erst seit einem oder zwei Monaten. Oder vielleicht seit drei.«

Er ist verlegen. Eigentlich entschuldigt er sich bei June.

»Es ging los, als es eines Morgens so verdammt kalt war und der Zug Verspätung hatte ... sobald der Typ mich sieht, bereitet er sie vor. Und dann sagt er: ›Heute hat der Zug Verspätung, Sir, Sie sollten noch ein Brötchen essen, damit Sie nicht zu viel Wärme verlieren.‹ Und ich bitte ihn, noch eins für mich einzupacken. Ich meine, so ein Quatsch, damit ich nicht zu viel Wärme verliere, so ein Quatsch. Dann zahle ich und nehme es. Na ja, und dann esse ich es.«

»O Jim.«

»Achte darauf, dass ich heute nichts mehr esse. Nichts. Okay? Nichts.«

»Okay.«

»Und erzähl June nichts.«

»Natürlich nicht.«

Jim sieht mich an und zwinkert. »Und wie wirst du dich Kent gegenüber verhalten?«

»Er ist nicht mein Klient, Jim. Die Hifelds sind meine Klienten.«

»Eben. Also, wie wirst du dich Kent gegenüber verhalten?«

Jay Kent, nicht besonders groß, aber schlank und schnell wie eine stählerne Waffe.

»Er will dich, Lucy«, sagt Jim, und seine Worte lassen mich zusammenfahren, denn es sind genau die Worte, die Jay Kent benutzt hat, als er kerzengerade mit mir in einem Restaurant in Michigan saß.

Jim hebt seine dicken, knöchellosen Beine vom Tisch, ein Manöver, zu dem er zwei Hände benötigt, und bewegt seine Füße vorsichtig an ihren Lieblingsplatz auf dem Papierkorb.

»Ist da irgendwas zwischen euch beiden?«, fragt er. Ich kann die Anspannung in seiner Stimme hören. »Und versuch nicht, deinen Onkel Jim hinters Licht zu führen.«

»Natürlich nicht«

»Nichts?«, fragt Jim und mustert mein Gesicht.

»Nichts Körperliches, falls es das ist, was du meinst.«

Jim verzieht das Gesicht gleichzeitig in zwei Richtungen, sodass es aussieht wie in einem Zerrspiegel. »Lucy, du weißt, was ich meine.«

»Wir reden viel. Am Telefon.«

»Wie Bettgespräche ohne Bett.«

»Gespräche unter Freunden.« Meistens spricht Kent, und ich höre zu. Er weiß nicht viel über mich, und das gefällt mir.

Jim fahndet nach Anzeichen von Unaufrichtigkeit in meinem Gesicht und sagt dann: »June glaubt ...« June, eine dunkelhaarige Tonne, die durch ihre Kinder völlig aus der Form geraten ist, liest in der Badewanne Liebesromane und bricht regelmäßig in Tränen aus, wenn Fernsehkomödien sich in Zuckersirup auflösen. »June glaubt, du fängst nur dann eine Beziehung an, wenn du keine richtige haben kannst, zum Beispiel mit einem Typen wie Kent, der verheiratet ist und ein kleines Kind hat.«

Ich stelle mir Kents Kind vor, ein zappelndes Baby, umgeben von schrillum Mittex-Plastikspielzeug.

»Die Art Beziehung, die mich mit Kent verbindet, beschränkt sich auf

berufliche Angelegenheiten.« Ich klinge forsch, denn ich wünschte, June würde aufhören zu reden wie die Studiogäste einer Nachmittagstalkshow.

Jim scheint mich nicht zu hören. Während er aufsteht, fragt er mich: »Was hast du am Wochenende gemacht?«

»Ach, ein paar Freunde besucht.«

»Mhm. Warum hast du keine Schuhe an?«

»Sie sind hier unter meinem Tisch, Jim. Sie sind neu und drücken ein bisschen.«

»Mhm.« Er schlurft davon, und irgendetwas an seinen hängenden Schultern verrät, dass er unzufrieden ist. Als er sich umdreht, sagt er:

»Lucy, ich habe Hunger. Du sollst wissen, dass ich Hunger habe, aber nichts essen werde.«

Meine Schwester ruft an. In Kalifornien ist es kurz vor sieben. Sie muss gleich ins Krankenhaus aufbrechen und klingt klinisch, in Eile.

»Wir haben das ganze Wochenende versucht, dich zu erreichen, Luce.«

»Ich war weg.«

»Gut! Ich hoffe, du hast Spaß gehabt und nicht Trübsal geblasen.«

»Ich habe ein bisschen Trübsal geblasen.«

Ihre Stimme wird sofort weicher. »O Luce, geht's dir gut?«

»Ja.«

»Ich bin mit Daddy zu Stevies Grab gefahren. Wir haben Blumen aus seinem Garten hingelegt, Frühlingsblumen.«

»Danke, Jane.«

Eigentlich hätte ich es sein sollen, die mit Vater in den Teil des Friedhofs geht, der für Kinder reserviert ist. Die ihn stützt, wenn wir zu der Stelle kommen, die Stevies kurzen Aufenthalt auf dieser Welt markiert. Das ist die Art, wie ich am liebsten an meinen Sohn denke: jemand, der nur kurz geblieben ist und dann weiterzog.

»Es kommt mir nicht vor wie drei Jahre«, sagt sie. »Manchmal kommt es mir vor wie gestern.«

Wenn ich mir gestatte, darüber nachzudenken, dann kommt es mir vor, als wäre Stevie gerade eben erst gestorben. Der Augenblick, in dem ich die Leiche meines Sohnes weiß und reglos in seiner blauen

Wiege fand. Der Augenblick, in dem Erkenntnis und Ungläubigkeit zusammentreffen. Diese grauenvolle Synthese, die nur in einzelnen Schritten begriffen werden kann, an deren Anfang Schock steht. Am meisten wünschte ich mir, ich könnte diesen Augenblick auslöschen, aber das Einzige, was ich tun kann, ist, mich von ihm abzuwenden.

»Ich habe Daddy am Wochenende ein paarmal angerufen«, sage ich, »aber er war nicht da. Geht's ihm gut?«

Sie zögert. Als sie spricht, ist ihr Tonfall warmherzig. »Natürlich war er am Samstag etwas bedrückt, aber es ist ja auch kein freudiges Ereignis, wenn man das Grab seines Enkels besucht. Danach sind wir zum Mittagessen zu Scott ins Strandhaus gefahren, und wir fanden, dass es Scott dieses Jahr etwas besser geht, und Daddy hat sich sehr darüber gefreut. Larry meint, an Jahrestagen soll man das Nachlassen des Schmerzes akzeptieren. Also die Tatsache anerkennen, dass es einem besser geht und man deshalb kein schlechtes Gewissen zu haben braucht. Daddy ist seiner Meinung, und er kennt sich da vermutlich aus.«

Mein Vater spricht nie davon, aber auch er hat einen Sohn verloren. Meinen Bruder. Ich kann mich nicht an ihn erinnern. Er ist bei irgendeinem Unfall ums Leben gekommen, als er noch ein kleines Baby war. Als Stevie starb, hat mein Vater immer noch nicht darüber gesprochen, aber er hat verstanden. Er wusste Bescheid, und er wusste besser Bescheid als alle anderen.

»Ich hoffe« – Jane ist vorsichtig, also handelt es sich eher um eine Frage –, »dass dein Schmerz ein wenig nachgelassen hat.«

Ich möchte nicht über Schmerz sprechen. »Wie geht es Daddys Hüfte?«

In letzter Zeit fielen ein paar Bemerkungen über die Hüfte meines Vaters, besonders über die rechte. Sie fielen unachtsam und gerieten rasch wieder in Vergessenheit.

Noch ein Zögern, dann Janes beruhigende Stimme: »Ich glaube, sie tut ihm manchmal weh, aber das scheint ihn nicht zu bremsen. Um Himmels willen, Lucy, er ist zweiundsiebzig, und er ist gesünder als die meisten Leute, die nur halb so alt sind. Und was sein Gedächtnis betrifft, so haben wir über eine Exkursion gesprochen, die wir vor Jahren

unternommen haben, und er sagte, er könne sich praktisch an jeden Stein erinnern, den wir gefunden haben.«

»Welche Exkursion?« Jede Exkursion ist eine eigene Erinnerung. Es ist immer irgendetwas passiert, wir haben etwas gefunden oder jemanden getroffen. Nur die Steine schienen immer dieselben zu sein.

»Arizona«, sagt Jane leise.

Ich erinnere mich daran. Sofort spüre ich die Hitze. »Arizona«, wiederhole ich.

In meinem Ohr höre ich Janes Stimme, vorsichtig schleichend, kaum hörbar, auf der Hut, damit sie keine Skorpione weckt und keine Schlange aufstört. »Daddy sagt nichts, aber ich weiß genau, worüber er sich wirklich freuen würde ...«

Ich warte.

»... nun ja, er würde dich wirklich gern sehen, Luce. Ich weiß, dass er sich auf dieses Wochenende, auch wenn der Anlass traurig war, nahezu gefreut hat, denn er dachte, du kämst vielleicht nach Hause. Er hat sogar gesagt, er glaube, dass Mutter etwas davon hätte, dich zu sehen. Da ich bezweifle, ob sie dich überhaupt erkennen würde, nehme ich an, es ist Daddys Art zu sagen, dass er dich gern sehen würde.«

»Ich führe hier gerade ein paar wichtige Verhandlungen, Jane, ich möchte die Stadt im Moment nicht verlassen. Aber wenn alles vorbei ist, dann komme ich vielleicht.«

Jane versteht mein Zugeständnis als Versprechen und gibt ihrer Freude Ausdruck. »Ich habe gesagt, vielleicht«, erinnere ich sie.

Nachdem ich meine Vorbereitungen für die Besprechung abgeschlossen habe, nehme ich am frühen Nachmittag meinen Mantel und gehe hinaus auf die Straße. In den Cafés essen die Leute noch immer zu Mittag. Ich gehe zu einem Imbiss und esse einen Bagel, aus dem der Frischkäse herausquillt.

Plötzlich sehe ich meinen Vater. Er starrt mich durch das Fenster an. Sofort wird mir klar, dass das Gesicht einer jungen Frau gehört, die meinem Vater ähnelt, und im nächsten Moment merke ich, dass der Himmel draußen schwarz geworden ist und mein eigenes Spiegelbild mich anstarrt. Dunkles Haar, dunkle Augen, eigentlich grün, aber nicht auf diesem merkwürdigen Schnappschuss, vorstehende Wangenknochen. Ich habe bislang nie verstanden, dass die Leute behaupten, ich würde meinem Vater ähnlich sehen.

»Die meisten schönen Frauen«, sagte Jay Kent zu mir, »haben uninteressante Gesichter. Ihre Schönheit dagegen ist faszinierend.« Es war eine Feststellung. Sein Tonfall war leidenschaftslos.

Der Kaffee, der hier serviert wird, ist so stark und bitter, dass ich die Lippen auf die gleiche Weise zusammenpresse wie Kent an dem kalten Morgen in Michigan. Es war Tag zwei der Mittex-Reise zu Thinking Toys in Michigan, und es schneite ununterbrochen. Jay Kent stand neben dem Parkplatz am Rand des Kiefernwaldes und schniefte. Die Arbeiter kamen in ihren Autos angefahren. Freundliche Arbeiter, deren Stimmen durch die frostige Luft klangen, als sie sich gegenseitig auf dem Parkplatz begrüßten. Die meisten waren dick, einige schwer übergewichtig, aber sie waren von der unverkennbaren Aura ländlicher Zufriedenheit umgeben, als sie zu ihrer Schicht stapften. Verstohlene, neugierige Blicke auf die schicke kleine Gruppe am Rand des Parkplatzes. Falls unsere Anwesenheit Beunruhigung auslöste, so ließen sie es sich nicht anmerken.

»Die Koblode des Weihnachtsmannes.« Kents Wangen und Augen waren vor Kälte eingesunken. »Die fröhlichen, kleinen Koblode des Weihnachtsmannes, die in ihre Höhle stapfen.« Die Art, wie er das sagte, hatte nichts Liebevollens an sich.

»Wünschen Sie sich denn nicht auch ein kleines bisschen, hier draußen zu leben und einer von ihnen zu sein?«, fragte ich ihn. Ich dachte, jeder trage einen Traum vom Leben auf dem Land mit sich herum. Kent presste die Lippen zusammen. Ich wusste nicht, ob seine Lippen vor Kälte oder immer so dünn waren.

Später, als wir in der Wärme des holzgetäfelten Restaurants saßen, waren seine Lippen wieder voll, und er sagte: »Sie könnten doch auch keiner von dieser Typen sein, machen Sie sich nichts vor, Lucy.«

»Ehrlich gesagt, ich war eine von ihnen, Kent.« Niemand nennt ihn Jay. Außer vielleicht seine Frau.

Er zog die Augenbrauen hoch. Irgendwann hatte er gelernt, sein Gesicht und seinen Körper auf eine Art ruhig zu halten, die kleine Gesten bedeutsam und Bewegungen bedrohlich machte.

»Als ich in Kalifornien Privatkunden betreute, bin ich genau wie die Koblode des Weihnachtsmannes über den Parkplatz zur Arbeit gestapft.«

»Privatkunden? In Kalifornien?« Er zog die Mundwinkel nach unten.

Ich wehrte ab. »Ich vertrat dort auch ein paar große Firmen, sie stammten zum größten Teil von der Westküste und aus Asien.«

»Dafür sind Sie doch viel zu gut. Ich vermute, das ist lange her, am Anfang Ihrer Karriere?«

Nein, bis ich nach New York zog, meinen Mann noch tiefer ins Unglück stürzte, meine Familie enttäuschte, meinen Vater beunruhigte. Es war erst drei Jahre her. Aber das würde ich Kent nicht erzählen. Er ließ mich nicht aus den Augen und wartete auf eine Antwort. Ich las die Speisekarte. Schließlich sagte ich: »Na, das klingt doch alles wie falscher Hase.«

Das war der Moment, in dem er sich aufrichtete und sagte: »Ich will Sie, Lucy. Ich weiß nicht, was ich machen soll.«

Ich wusste, ich sollte ihn ansehen. Ich tat es nicht gleich, und als ich hochblickte, warteten seine Augen auf mich; sie schimmerten blau und waren, trotz seiner Worte, unverwundbar.

Ich hoffte, er meinte, dass er mich als Investmentbankerin wollte, wenn der alte Firmenleiter von Mittex abtrat und Kent nachrückte. Jim hatte das von Anfang an gehofft. Die Fusion von Thinking Toys und

Mittex war ein gutes Geschäft, aber wenn die Leute bei Mittex davon so beeindruckt waren, dass sie ihre Investmentbanker durch uns ersetzen wollten, dann wäre es ein sehr gutes Geschäft. Deshalb war es möglich, dass Kent, als er sagte, er wolle mich, die berufliche Ebene meinte. Ich beschloss, seine Worte dahingehend zu interpretieren. Erst langsam, und dann schnell, sehr schnell legte ich ihm meine Analyse des Spielzeugmarktes dar und in welchen Segmenten Mittex eine Spitzenposition übernehmen könnte. Er hörte mir zu, ohne sich zu bewegen, bis auf die Augenbrauen.

Jay Kents Körper blieb reglos, während er erklärte, dass sein Interesse an mir sich nicht auf eine mögliche Akquisition meines Klienten oder auf meine Marktanalyse beschränkte.

Bevor ich ihm antwortete, versuchte ich so still dazusitzen wie er, doch ich muss meinen Kopf bewegt, vielleicht geschüttelt haben, denn ich fühlte meine Haare weich über meine Wangen streichen. Ich sah, wie meine Finger die Maserung des Holzes verfolgten.

»Wir müssen die beruflichen Grenzen respektieren«, sagte ich. »Wir arbeiten an zwei Seiten eines Tisches, und die Verhandlungen sind noch dazu sehr heikel.«

Schnell, zu schnell, um zu denken, sagte er: »Man kann berufliche Grenzen und gleichzeitig eine persönliche Beziehung haben. Wenn beide das wollen.«

Ich blickte auf seinen Ehering und dann unwillkürlich auf meinen eigenen. Gelegentlich überlege ich, ob ich ihn abnehmen soll, aber irgendetwas hält mich davon ab, vielleicht der Gedanke an Scott, der seinen ebenfalls noch trägt. »Vielleicht«, sagte ich.

Als ich den Imbiss verlasse, werfe ich der Frau im Fenster einen verschwörerischen Blick zu und denke darüber nach, wie es sein wird, heute mit einem Mann zu verhandeln, der mich so kennt wie Kent.

Auf dem Rückweg ins Büro komme ich an einem Blumengeschäft vorbei. Ich bleibe stehen, gehe zurück und schicke Blumen an June Finnigan – Frühlingsblumen, hauptsächlich Tulpen und ein paar Schwertlilien. Die Karte unterschreibe ich mit Jims Namen.

Zurück an meinem Schreibtisch im dreiundachtzigsten Stockwerk betaste ich meine Ferse. Es hat sich eine schwammige Blase gebildet. Ich

schaue aus dem Fenster, doch ich kann die Straße nicht sehen, und weil das Glas getönt ist, kann ich die Sonne draußen nur erahnen. Während wir in unvorstellbarer Höhe durch den Himmel über Manhattan schwingen, während die Temperatur überwacht und die Luft aufbereitet wird, bekommen wir vom Wetter kaum etwas mit. Wir erfahren die Welt als Reptilien, die eine dicke Haut und ein primitives Nervensystem haben.

Gregory und George Hifeld treffen mit Aktentaschen und Spielzeug ein. Vater und Sohn warten, Seite an Seite, in unserem Büro. Leute schauen vorbei, schütteln ihnen die Hand und sehen sich die Spielsachen an. Gregory gibt steif Erklärungen dazu ab. In Georges Atem rieche ich Alkohol, während wir uns über Flugzeuge, seine Leidenschaft, unterhalten. Er besitzt zwei alte Flugzeuge und eine Landebahn vor dem Haus seines Vaters.

»Diese Scheidungen«, sagt er, »werden mich den verdammten Stearman kosten.« Er kaut an einem Fingernagel. »Und den Mustang vielleicht auch noch.«

»Sie können auf der Treppe rauchen. Es ist zwar nicht erlaubt, aber dort gibt es kaum Rauchmelder, und andere Leute tun's auch«, sage ich. Er lächelt dankbar und wirft seinem Vater einen Blick zu, der um Erlaubnis bittet. George ist zweiundvierzig Jahre alt.

Als Fatima uns informiert, dass die Leute von Mittex da sind, steigen wir in den Aufzug und vermeiden es, uns gegenseitig anzusehen. Ich frage mich, ob es richtig war, Jay Kent und die Hifelds bisher voneinander getrennt und die Verhandlungen so unverbindlich gehalten zu haben. Nach all den Mühen könnte heute alles vorbei sein, wenn sie den Klang ihrer Stimmen hören. Ich denke daran, dass ich meiner Schwester am Morgen beinahe zugesagt habe, für eine Weile nach Hause zu kommen, wenn die Verhandlungen vorüber sind. Ich verspreche mir, dass dieses Geschäft über die Bühne gehen wird und dass ich heute nicht über persönliche Angelegenheiten stolpern werde. Außerdem habe ich zu Jane »vielleicht« gesagt.

Als ich das Vorstandszimmer betrete, weiß ich, dass Kent auf mich gewartet hat. Er spricht gerade mit jemandem und bewegt sich nicht, doch als er meine Stimme hört, richtet er sich kaum merklich auf. Als er

sich umdreht, um mich zu begrüßen, sind seine Augen von einem Glänzen erfüllt, das nicht zu diesem Treffen passt. Er sieht mich einen Augenblick zu lange an, bevor er sich den Hifelds zuwendet. Er will dich, hat Jim gesagt.

Ich begrüße Kents Berater von der Investmentbank, die wir gern ersetzen würden. Auch ein paar Kollegen sind da, Mitglieder des Teams, das Kent um sich versammelt für den Tag, an dem er die Firmenleitung von Mittex übernehmen wird. Von Kents nächtlichen Anrufen, die er macht, wenn er nicht zu Hause und entspannt ist, wenn er vertraulich und ein bisschen betrunken klingt, weiß ich, dass er diesen Tag herbeisehnt.

Ich stelle unseren Analysten und die Hifelds vor. Ich sehe Gregory so, wie Kent ihn sehen muss. Korrekt. Groß. Er hält sich gerade, aber sein Gesicht ist müde und seine braunen Augen blicken traurig. Er möchte nicht hier sein und mit jungen Männern sprechen, die so schnell und unverständlich sind wie neue Technologien, er möchte nicht mit ihnen über den Verkauf seiner Firma verhandeln. Er hat sein Leben darauf verwandt, sie aufzubauen und die Gemeinde zu unterstützen, die davon abhängt, und mit Georges Hilfe wollte er hier eigentlich alt werden. George sitzt neben ihm, er riecht nach Nikotin, grinst zu breit und sieht trotz des neuen Anzugs zerkrummt aus.

Als die Stimmung so weit gediehen ist, dass die Besprechung beginnen kann, nehme ich ärgerlich wahr, dass die Hifelds ihre Köpfe demütig gesenkt halten, als ob sie Mittex auffordern wollten, Thinking Toys einschließlich der Fabrik in einem Happen zu schlucken.

»Nun, George«, sagt Kent plötzlich. Ich zucke kurz zusammen, ebenso George, der sich der Mittex-Dame zu seiner Rechten sehr nah zugeneigt hat.

»Erzählen Sie mal, George. Wo liegen Ihre Fähigkeiten? Welchen Posten könnten wir bei den neuen Thinking Toys für Sie finden?«

George lächelt. Mit einer schwungvollen Geste, die er sich vermutlich in der Kindheit angewöhnt hat, streicht er sich Haare, die ihm längst ausgefallen sind, aus der Stirn.

»Mhm, na ja, ich möchte den Laden nicht leiten«, sagt er überflüssigerweise. Kent lächelt ihn an, aber seine Augen blitzen, und

ich weiß, er wird keine Gnade walten lassen.

Gregory hüstelt. »Vermutlich hätte ich George mehr Verantwortung anvertrauen sollen«, sagt er. »Wer weiß, wozu er in der Lage gewesen wäre.«

George starrt vor sich hin.

»Tja«, sagt Kent langsam. Er streicht sich übers Kinn. »Ich frage mich, George, wie Sie wohl mit den Veränderungen zurechtkommen werden, die wir uns für Thinking Toys überlegt haben ...«

»Also«, meldet sich der Investmentbanker zu Wort. »Ich würde vorschlagen, wir sehen uns ein paar dieser Veränderungen mal genauer an.«

Kent erklärt, Mittex sei der Ansicht, dass Hifelds Produktivität zu gering und die Löhne zu hoch sind. Dass eintausend Angestellte zu viele sind. Gregorys Gesicht gefriert.

Ich balle beide Fäuste, doch ich spüre, wie mir der Deal unwiederbringlich entgleitet.

Gregory blickt zu Kent. »Ihre Welt«, sagt er, und seine Stimme zittert ein wenig, »besteht aus Plastik. Vielleicht wissen Sie nicht, dass die Herstellung qualitativer Holzprodukte arbeitsintensiv ist. Unsere Arbeitskräfte sind erstklassig. In ihrer Loyalität und was die Qualität ihrer Arbeit betrifft.«

Kent bedenkt Gregory mit einem unerwarteten Lächeln, doch nur einen Augenblick lang. »Mister Hifeld, Gregory, ich weiß, dass das Wohlergehen Ihrer Arbeitskräfte für Sie eine wichtige Rolle spielt, und ich bewundere den Erfindungsreichtum, mit dem Sie es geschafft haben, da draußen im Wald niedrige Produktivität und hohe Löhne für Ihre pädagogisch und qualitativ hochwertigen Produkte aufrechtzuerhalten. Täuschen Sie sich nicht, ich bewundere alles, was Sie geschaffen haben. Aber bei Mittex haben wir andere Prioritäten. Wir glauben, dass wir Ihre Produkte auf gleichem Niveau oder sogar besser im Fernen Osten fertigen können. Für uns gibt es keinen Grund, für den doppelten Preis in Fullton, Michigan, produzieren zu lassen.«

»Im Fernen Osten?«, wiederholt Gregory.

»Dort sind die meisten unserer Produzenten angesiedelt. Wir konzentrieren gerade unsere Ressourcen in Malaysia.«

»Im Fernen Osten ...«, sagt Gregory Hifeld noch einmal. »Ihre Zahlen würden gut aussehen, aber der Preis, den die Menschen von Fullton zahlen müssten, wäre zu hoch.« Ich weiß, wie sehr er Kent hassen muss. Im Augenblick hasse ich ihn auch.

Jemand klopft an die Tür des Vorstandszimmers. Eine Unterbrechung. Das sollte nicht passieren, und ich nahm an, dass alle es wussten. Die Tür öffnet sich, und Fatima schlüpft herein. Sie wirkt dünner als zuvor. Wie kann sie innerhalb einer Stunde Gewicht verloren haben? Mir wird klar, dass es an der Art liegt, wie sie sich bewegt. Nachdem sie die Tür übertrieben vorsichtig geschlossen hat, dreht sie sich um, und ihr Gesicht sieht aus wie die Karikatur ihrer normalen Gesichtszüge. Ich werfe ihr einen unfreundlichen Blick zu, und der ganze Raum beobachtet schweigend, wie sie versucht, sich mir unauffällig zu nähern. Als sie bei mir ist, ist ihr Gesicht rot. Sie reicht mir ein Stück Papier. Darauf steht in Jims großer schlampiger Schrift: »Notfall. Komm sofort. Verzeihung. J.«

Ich starre auf das Papier. Es gibt keinen Notfall, der groß genug wäre, um mich aus dieser Besprechung zu holen. Wenn ich dieses Zimmer verlasse, kann hier alles passieren.

»Bitte sofort, Lucy«, flüstert Fatima. Jeder kann sie hören. Sie hätte genauso gut schreien können.

Ich schaue mich um. Ich möchte Kent nicht ansehen, aber ich tue es trotzdem.

»Ich bitte um Entschuldigung«, sage ich und wende mich erst Gregory und dann wieder Kent zu. »Können wir eine fünfminütige Pause einlegen?« Ich versuche gar nicht erst, meinen Ärger zu verbergen. »Ich kann mir nicht vorstellen, worum es geht.«

Fatimas Gesicht ist anzusehen, dass es sich nicht um einen Verhandlungstrick handelt, und Kent nickt mir zu.

»Natürlich machen wir eine Pause«, sagt er. Die Hifelds nicken, George besonders heftig.

Alle behalten mich im Auge, als ich gehe, vor allem Kent. Ich zuckte entschuldigend die Achseln, als ich in der Tür stehe.

Auf dem Flur blicke ich Fatima fragend an, und sie sagt: »Kannst du in Jims Büro gehen? Jetzt sofort?«

»Was ist los?«

Sie sieht weg. »Ich weiß nicht, worum es geht. Jim wartet auf dich. O Lucy, ich glaube, es ist etwas Schlimmes passiert, es tut mir Leid, es tut mir so Leid.«

Wir gehen zum Aufzug, fahren neun Stockwerke nach unten, ohne ein Wort zu sprechen. Ich überlege nicht, was passiert sein könnte. Dort, wo Angst oder Panik sein sollten, ist Taubheit. Ich denke überhaupt nichts. Ich warte. Ich bin ein Reptil.

Jim sitzt am Schreibtisch, seine Füße auf dem Rand des Papierkorbs, sein Gesicht ausdruckslos. Als ich hereinkomme, kämpft er sich hoch, umschiffte seinen Schreibtisch und umarmt mich. Seine ungeheure Schwammigkeit lässt mich beinahe kichern, möglicherweise bin ich auch nur verlegen. Jim und ich sind uns noch nie so nahe gekommen. Als er aufblickt, sehe ich zu meiner Verwunderung, dass er weint.

»Jim?«, sage ich.

»Entschuldige ...« Seine Stimme klingt erstickt. »Ich weine, weil dir das nicht passieren sollte, Lucy.«

Ich frage noch immer nicht. Ich mag das Gefühl, nichts zu wissen.

»Willst du dich setzen?«

»Nein, ich will zurück in die Besprechung.«

»Lucy, es geht um deinen Vater. Er ist tot.«

Ich schweige. Ich warte auf den Schmerz oder ein anderes Gefühl, aber es stellt sich nichts ein. Ich empfinde nichts.

»Aber das kann nicht sein«, sage ich. »Jane hat ihn am Wochenende gesehen.«

»Er ist tot, Lucy.«

Stevies kleiner Körper, leblos in seiner blauen Wiege. Wir alle fünf um ihn herum, ungläubig. Mein Vater, ich, Scott, Larry und Jane. Ich bin die Erste, die nach Stevie greift. Ich hebe ihn aus der Wiege, und er fühlt sich schwerer an als sonst, ein totes Gewicht. Sein Gesicht ist bis auf eine winzige Blutspur weiß und vollkommen. Seine Augen sind geschlossen. Eine Hand ist leicht angehoben, als ob er den Tod abwehren wollte, doch als ich ihn hochhebe, fällt sie leblos herab.

»Er ist tot, Lucy«, sagte Jane.

»Genauer ...«, sagt Jim. »Ich weiß nichts Genaueres. Aber es scheint etwas kompliziert zu sein. Deine Schwester möchte, dass du so schnell wie möglich kommst. Lucy, wenn ich recht verstanden habe, dann ... dann ist dein Vater anscheinend ertrunken. Im Meer.«

Ich sehe Jim an und bin kurz angebunden. »Weißt du das sicher?«

»Die Polizei will dir ein paar Fragen stellen. Möchtest du deine Schwester anrufen, damit sie dir alles erklären kann?«

»Nein, Jim, nicht jetzt.«

»Fatima hat schon einen Flug nach Kalifornien für dich gebucht. Um sieben Uhr heute Abend. Du solltest jetzt nach Hause gehen und packen. Du kannst nicht allein —«

Aus der Ferne höre ich eine Stimme. Eine Frau, die so angezogen ist wie ich, sagt: »Bist du sicher, dass mein Vater tot ist? Nicht nur verletzt, wirklich tot?«

Jim senkt den Kopf. »Ach, Lucy. Lucy, er ist tot. Es tut mir so Leid.«

»Ich verstehe die Eile nicht, Jim. Wenn mein Vater wirklich tot ist, dann gibt es keinen Grund für die Eile.«

Jim stöhnt leise. Er legt sein Gesicht in Falten, bis es aussieht wie ein ungemachtes Bett. »Es ist noch nicht bei dir angekommen. Wenn es ankommt, wird es wehtun.«

»Okay, ich fliege heute Abend«, sagt die Frau, »aber bucht mir einen späteren Flug. Oder morgen, ganz früh. Ich möchte das Geschäft über die Bühne bringen, bevor ich fliege.«

Sie dreht sich um und verlässt das Büro. Sie weiß, dass alle Gesichter ihr zugewandt sind. Jedes einzelne ist verzerrt. In die Länge oder in die Breite. Im Aufzug überrascht sie das Gespenst eines älteren Mannes, den die Geschwindigkeit des Aufzugs so erschreckt, dass er nach hinten taumelt.

»Daddy ist tot«, sagt die Frau, während sie den Korridor entlanggeht, aber die Worte bedeuten nichts, und sie kommt nicht ins Straucheln.

Im Vorstandszimmer ist es warm. Die meisten Leute stehen herum. Zwangloses Geplauder schwebt durch den Raum. Unser Analyst steht mit einer Tasse Kaffee in der einen Hand und der Untertasse in der anderen am Fenster. Das Licht draußen ist fahl, und hinter Josh flirren auf unheimliche Weise die Lichter anderer Büros am Spätnachmittagshimmel.

Schweigen, als sie bemerken, dass die Frau wieder da ist. Die Leute kehren rasch an ihre Plätze zurück. Sie sehen sie an; offensichtlich haben alle den Zettel gelesen.

»Ist alles in Ordnung, Lucy?«, fragt George. Kent klebt an seinem Stuhl.

»Also ...« Zum ersten Mal zögert die Frau. Dann sagt sie: »Mein Vater

ist gerade unter merkwürdigen Umständen gestorben. Ich werde heute Abend nach Kalifornien fliegen, deshalb wäre ich nun dankbar für eine konzentrierte und konstruktive Besprechung.«

»Sag mir nicht, worauf ihr euch geeinigt habt«, sagt Jim, als wir am Abend auf der Straße stehen und auf ein Taxi warten, das uns zu meiner Wohnung bringen soll. »Ich möchte es nicht wissen. Du hättest nicht, ich wiederhole, nicht an der Besprechung teilnehmen, sondern mit deiner Schwester telefonieren sollen. Sie ist außer sich. Sie hat dreimal angerufen, und wenn sie nicht hätte gehen müssen, um deiner Mutter beizubringen, was passiert ist, dann hätte sie noch öfter angerufen.«

»Meine Schwester ist Ärztin, sie ist nie außer sich.«

»Sie macht sich Sorgen um dich. Und dein Schwager, Lennie, hat auch angerufen.«

»Larry.«

»Larry. Larry hat angerufen, und er ist ebenfalls außer sich.«

»Er ist ein Seelenklempner, er ist nie außer sich. Hat Scott auch angerufen? Ich wette, alle drei haben angerufen, stimmt's?«

»Ja, Scott hat auch angerufen, und er klingt wie ein wirklich netter Ehemann. Er macht sich große Sorgen um dich. Lucy, hör auf, dich dagegen zu wehren. Du möchtest wissen, was mit deinem Vater im Meer passiert ist, da bin ich mir sicher.«

Im Licht der Straßenlampen sehe ich ein paar Schneeflocken fallen.

»Ich werde es bald wissen. Und wenn ich es erst einmal weiß, kann ich es nicht mehr rückgängig machen.«

Jim wird ungeduldig. Mit seinen kurzen Armen winkt er nach Taxis, die bereits besetzt sind. Als der Verkehr anhält, stampft er mit den Füßen auf. Dann schaltet die Ampel um, und die Reihe der Autos setzt sich ruckartig in Bewegung. Ein Abschleppwagen fährt so nah an uns vorbei, dass ich seinen Luftzug spüre.

»He«, sagt Jim und hält mich am Arm fest. Er schaut mir ins Gesicht.

»Hast du Angst vor diesen Riesendingern?«

Ich nicke. Ich habe Angst davor, aber ich sage: »Du musst mich nicht nach Hause begleiten, Jim.« Der Tod meines Vaters fühlt sich immer noch nicht wirklich an. Im Moment kommt er mir wie ein Trick

vor, um mich nach Kalifornien zurückzulocken, zurück in meine Vergangenheit.

»Mir sind sie auch nicht geheuer. Du fliegst von Newark, und ich kann dich hinbringen.«

Jim war noch nie in meiner Wohnung. Als ich die Tür aufsperrte, bleibt er im Eingang stehen und blinzelt.

»Ich kann nicht glauben, dass du so ordentlich bist«, sagt er. »Du hast wohl für heute Abend Besuch erwartet, womöglich Jay Kent.«

»Ach Jim, ich erwarte nie Besuch, und Kent war nie hier.«

»Würdest du bitte Jane anrufen und ihr sagen, wann du ankommst, damit sie dich abholen kann?«

»Ich möchte nicht, dass sie mich abholt.«

»Dann ruf eben Scott an.«

»Ich komme schon allein zurecht.«

»Ich werde dich nicht ins Flugzeug lassen, wenn dich keiner abholt. Und versuch jetzt nicht zu streiten, ich bin dein Boss.«

Ich seufze.

»Also, wer soll's sein?«, fragt er und reicht mir das Telefon. »Jane oder Scott?«

»Ich möchte bei keinem von beiden wohnen.«

»Jane soll sich um dich kümmern. Ihr liegt viel daran, das war offensichtlich.« Jane hat sich immer um mich gekümmert. Ich war ihre erste Patientin, lange bevor sie andere Patienten hatte. Als Kind hatte ich einmal eine langwierige Krankheit, und es war meine Schwester, die mir wieder auf die Beine half. Weniger Gymnastik. Mehr Gymnastik. Weniger Aufregung. Mehr Essen. Weniger Essen. Es ist drei Jahre her, dass sich jemand so sehr um mich gekümmert hat wie Jane, und ich spüre einen Kloß im Hals, wenn ich daran denke, wie sie mit ihren langen, flinken Fingern eine Schlinge für mich band, meine Verletzungen untersuchte, meine Wunden wusch. Aber das erzähle ich Jim nicht. Ich sage: »Das habe ich alles hinter mir gelassen, Jim.«

Er blickt verärgert drein. Jim liebt seine Familie. Er lässt sie nur allein, um ins Büro zu gehen.

»Wann hast du zum letzten Mal mit deiner Schwester gesprochen?«, fragt er.

»Heute Morgen, und davor an ihrem Geburtstag. Nein, es ist noch nicht so lange her. Vielleicht vor ein paar Wochen. Wir rufen uns gelegentlich an und gehen normal miteinander um, aber sie kann mir einfach nicht verzeihen, dass ich weggegangen bin, genauso wenig wie Larry und Scott.«

Jim schluckt. »Sie werden dir verzeihen, wenn du sagst, dass du nach Hause kommst.«

»Ich rufe Sascha an«, sage ich.

»Wer ist sie?«

»Er. Alexander.«

Ich suche Saschas Büronummer. Wahrscheinlich hat sie sich geändert, seit wir das letzte Mal miteinander telefoniert haben, aber ich fange trotzdem an zu wählen. Jim nimmt mir den Hörer aus der Hand.

»Warte mal. Wer ist der Typ?«

»Meine Mutter hat vier Schwestern, und die netteste von ihnen ist Tante Zina, und Sascha ist ihr Sohn. Er ist fast genauso alt wie ich. Ich habe eine Menge Cousins und Cousinen, und er ist mein Lieblingscousin. Sie leben ihr russisches Leben im russischen Viertel von San Francisco, dort ist es wie in Moskau, nur ein bisschen wärmer.«

»Und was macht dieser Sascha?«

»Er arbeitet für irgendeine große Hilfsorganisation. Ich glaube, er ist zuständig für kulturellen Austausch. Er ist mehr oder weniger verantwortlich für ganz Osteuropa, über elf Zeitzonen hinweg.«

»Wie Stalin, meinst du?«

»Du würdest dich mit Sascha verstehen. Er ist ein Zimbrötchen-Typ.«

Jim sieht mich argwöhnisch an. »Würde er fünf Stück essen?«

»Da bin ich mir sicher.«

»Ekelhaft. Klingt ganz schön gierig.«

Er lässt mich wählen. Umgehend antwortet eine Stimme mit starkem russischem Akzent, die alles andere als begeistert klingt.

»Ist Alexander da?«

»Nein«, sagt die Frau. Ihrem Tonfall ist anzuhören, dass unsere Unterhaltung sie jetzt schon langweilt.

»Wann kommt er zurück?«

»Weiß ich nicht.«

»Ist er heute im Büro?«

»Er war schon mal da.«

»Kommt er noch mal wieder?«

»Wahrscheinlich.«

Die Stimme klingt jung, und ich weiß, dass ihre Unfreundlichkeit und ihr Desinteresse nur durch die Schönheit der Besitzerin wettgemacht werden können.

»Sind Sie Saschas Sekretärin?«, frage ich.

»Ich bin Alexander Pawlewitschs persönliche Assistentin.«

Ich denke an Mutter, jung, schön, Russin, die als persönliche Assistentin, nein, als Sekretärin für meinen Vater an der Universität arbeitete. Hat sie die Telefonanrufe meines Vaters auch so beantwortet?

»Vielleicht sollte ich in zehn Minuten noch mal anrufen«, schlage ich vor.

»Wenn Sie meinen«, sagt sie und legt auf.

Jim schlendert durch meine Wohnung und sieht sich die Fotos und die Teppiche an.

»Was sollen denn diese vielen Steine, um Himmels willen?«

»Sie sind von meinem Vater. Er ist Geologe, und er bringt den Leuten immer Steine mit.«

»Ich dachte, er war Professor oder so.«

»Professor für Geologie.«

Jim fährt mit den Fingern über die Steine. »Eigentlich sind sie schön. Wenn man Steine mag.«

»Die gestreiften habe ich selbst gefunden. Ich bin oft mit ihm auf Exkursion gegangen.«

»Wo hast du sie gefunden?« Jim nimmt einen der gestreiften Steine in die Hand und rollt einen anderen zwischen den Fingern hin und her. Es gefällt ihm, wie die Steine sich anfühlen, glatt, aber unnachgiebig. Er reicht mir einen, er ist warm und hart. Ich fahre mit den Fingerkuppen die Streifen entlang.

»Arizona.«

»Und warum haben sie so ein Muster? Hat dein Vater dir das je erklärt?«

Mein Vater hat alles erklärt und damit die Steine zum Leben erweckt. Mit seinen Händen beschrieb er sämtliche geologischen Zeitalter, während seine Augenbrauen so weit in die Höhe schossen, dass sie sein schwarzes Haar berührten. Ich war von seinen Vorstellungen immer so hingerissen, dass ich kein Wort von dem hörte, was er sagte. Auch wenn es entspannt war, war es ein Gesicht, das man am liebsten in Bewegung sah. Mit seinem prägnanten Kopf, dem kräftigen Kinn und der großen Nase sah er aus wie jemand, der etwas zu erzählen hatte. Ich lasse den Stein in meine Tasche gleiten.

»Wenn ja, dann habe ich es vergessen. Ich glaube nicht, dass diese Steine etwas Besonderes für ihn waren.«

»Warum legst du nicht auf, Lucy?«, fragt Jim. Ich habe immer noch den Hörer zwischen Ohr und Schulter geklemmt.

»Ich höre gerade, dass ich noch Nachrichten habe.«

Das habe ich erwartet. Übers Wochenende haben sich fünf Nachrichten angesammelt. Ich nahm an, dass sie von meiner Familie stammten, wegen Stevies Todestag, um Bedauern auszudrücken und sich nach mir zu erkundigen. Ich habe sie bislang nicht abgehört. Und jetzt, als mir klar wird, dass eine Nachricht von meinem Vater dabei sein könnte, zieht sich mein Magen zusammen.

Jim denkt dasselbe. »Die speicherst du besser, Kleines«, sagt er leise.

Zwei von Jane. Eine von Scott. Und zwei von meinem Vater. Die erste, Samstagmorgen, ist nur ein Versuch, mich zu erreichen. Die zweite ist anders.

»Lucy, ich habe schon mal versucht, dich zu anrufen. Es ist jetzt Samstagabend, und heute war ein schlimmer Tag für dich. Das weiß ich. Wenn du da bist und traurig bist und einfach nicht ans Telefon gehst, dann möchte ich, dass du jetzt sofort antwortest.« Seine Stimme klingt so eindringlich, so fordernd, dass ich abheben möchte. Nach einer kurzen Stille insistiert mein Vater. »Jetzt komm schon, Lucy, tu's mir zuliebe.« Ich denke: Lucy, mein Gott, nun heb schon ab. Als die Stille andauert, tut mir das Herz weh, weil ich nicht da bin, weil ich schweige.

»Okay, dann sag ich dir jetzt etwas.« Er hält den Hörer mit seiner großen, von Adern durchzogenen Hand nah an sein Gesicht. Seine Stimme ist laut. Mein großer, stürmischer Vater. »Ich weiß, wie sehr du

leidest. Ich weiß, wie sehr du gelitten hast. Aber sperr deinen Schmerz nicht ein wie ein großes schreckliches Ungeheuer. Es ist jetzt an der Zeit, die Käfigtür zu öffnen und ihn freizulassen, denn du wirst sehen, er wird sich in einen kleinen Hund verwandeln, einen kleinen Hund, den du streicheln kannst. Er wird nie ganz aufhören, aber er wird nicht mehr so heftig sein. Und nun lass uns diesen Jahrestag dazu nutzen, Inventur zu machen. Du bist jetzt seit fast drei Jahren weg, Lucy. Ich habe dir nie Vorwürfe gemacht, weil du weggegangen bist. Und ich mache dir auch keine Vorwürfe, wenn du wegbleiben möchtest. Du kannst sogar irgendeinen New Yorker Idioten heiraten, aber egal, ob du das machst oder nicht, gib Scott frei, denn er ist ein guter Mensch, und er wartet hier immer noch auf dich. Das ist mein Rat. Und, übrigens ...« Ein Zögern, ein kleiner Hinweis auf seine Verletzlichkeit. »Mach dir wegen mir keine Sorgen. Mir geht's gut.« Seine Hüfte. Sein Alter. Das mögliche Nachlassen seiner Gesundheit, die Unausweichlichkeit seines Todes. All die Dinge, die wir nicht zulassen und über die wir nie sprechen – es ist, als habe er den Moment der Stille genutzt, um sie herauszuschreien. Ich schlucke.

Die Stimme meines Vaters wird plötzlich leiser, oder aber er entfernt den Hörer von seinem Gesicht. »Ich möchte nicht, dass du traurig bist, Lucy. Bitte sei nicht so traurig.« Die Nachricht scheint zu Ende zu sein. Lange Pause. Und dann noch einmal seine von Gefühlen erfüllte Stimme: »Pass auf dich auf, kleine Lucy. Bitte, pass auf dich auf.«

Ich speichere die Nachricht und spiele sie noch einmal ab. Gänsehaut überzieht meinen Körper, als sei eine Wolke kleiner Insekten auf mir gelandet.

»Geht's dir gut?«, fragt Jim. Er lässt mich nicht aus den Augen und versucht gar nicht erst so zu tun, als betrachte er Steine oder sähe aus dem Fenster. »Lucy?«

»Geht schon.«

»Es war also eine Nachricht von deinem Vater dabei.«

»Ja.«

»Eine erfreuliche?«

Ich denke kurz nach. »Er wollte, dass sie erfreulich ist.«

Ich spiele die Nachricht ein drittes Mal ab. Es stimmt, dass mein Vater

mir keine Vorwürfe gemacht hat, als ich weggegangen bin. Er war der Einzige in der Familie, der nicht wütend oder verletzt war oder sich von meinem Umzug nach New York hintergangen fühlte. Er war der Einzige, der nicht in der nächsten Woche mit meiner Rückkehr rechnete. Und es stimmt, dass Scott immer noch auf mich wartet. Er lebt nach wie vor in dem kleinen Haus am Strand, wo der Kiefernwald aufhört und der Sand beginnt, und wenn ich an Scott denke, dann denke ich an seinen großen Körper, der es sich auf zwei Stühlen auf der Veranda mit einem Kaffee in der Hand bequem macht. Seine Augen sind graublau wie ein bedeckter Himmel und suchen das Meer nach mir ab, als würde ich in einem Boot ankommen.

»Wann hat er sie hinterlassen?«, fragt Jim scharf.

»Am Samstag. Ich hatte noch keine Zeit, sie abzuhören.«

Ich speichere die Nachricht noch einmal. Dann hole ich eine Reisetasche und öffne sie auf dem Bett. Wir schweigen eine Weile, während ich packe und Jim im Zimmer nebenan sitzt. Er beginnt, mir vom Tod seines Vaters zu erzählen. Jims Vater war anständig genug, die Dinge langsam anzugehen. Abmagern, Hände halten, um Entschuldigung bitten, Lebewohl sagen. Manchmal überschlägt sich Jims Stimme, und ich weiß, dass er weint.

Während er leise schluchzt, wähle ich wieder Saschas Nummer. Ich warte auf die Stimme der schönen jungen Frau, die so klingt, wie meine Mutter vor Urzeiten klang. Ein Mann antwortet.

»Planung und Entwicklung, Bereich Osteuropa.« Die Stimme lässt Planung, Entwicklung und ganz Osteuropa zum Gähnen langweilig klingen.

»Saschinka, bist du es?«

Sofort ändert sich die Stimme.

»Um Himmels willen, wer könnte das sein, der mich Saschinka nennt und trotzdem Englisch spricht?« Als ich nicht sofort antworte, beginnt er, meine Identität zu erraten. »Hmmm, lass mich mal nachdenken. Jemand von früher, so viel steht fest ...«

Sascha hat Spiele schon immer gemocht. Und er wollte immer gewinnen. Bei den seltenen Gelegenheiten, als wir uns früher mit den zahllosen Verwandten meiner Mutter trafen, nahm mein Vater alle Kinder

beiseite und versuchte, russischen Köpfen amerikanische Baseballregeln einzutrichtern. Das Ergebnis war chaotisch, doch man konnte sich darauf verlassen, dass Sascha aus dem Durcheinander aufstand und steif und fest behauptete, seine Mannschaft habe gewonnen.

»Richtig. Von ganz früher«, sage ich.

»Aber jemand mit einem einwandfreien amerikanischen Akzent. Merkwürdig. Denn Amerikaner nennen mich immer Alex.«

»Nicht in diesem Fall, Saschinka.«

»Uuuuuuh. Nu tak.« Sascha beginnt auf Russisch vor sich hin zu murmeln. Obwohl sein Englisch selbstverständlich perfekt ist, ist sein Akzent nicht hundertprozentig amerikanisch, und wenn er ins Russische verfällt, dann tut er das mit der Anmut und Leichtigkeit eines Seehundes, der lustvoll ins Wasser taucht.

»Aha – ich habe die Lösung. Du gehörst zur Familie, aber du bist Amerikanerin. Meine amerikanischen Cousinen, Jane und Lucy. Genau, du bist entweder Jane oder Lucy, du bist wahrscheinlich Lucy, nein, du bist ganz sicher Lucy. Hab ich Recht, Lucia?«

»Ja, Saschinka, du hast Recht.«

»Wie wunderbar. Wie ausgesprochen wunderbar, von dir zu hören.«

»Aber ich rufe an, weil ... Ich rufe mit einer schlechten Nachricht an, Sascha.«

Meine Gedanken schweifen zu Jim, der reglos in einem Sessel sitzt.

»Oh«, sagt Sascha. »Oh, oh.« Und dieses »oh, oh« ist erfüllt von dem Wissen, dass unser Leben auf dem wackligen Fundament unserer eigenen Endlichkeit und der unserer Lieben steht. Sascha bereitet sich darauf vor, durch die Risse im Felsen einen Blick in den Abgrund zu werfen, der unter ihm liegt.

»Ein Todesfall«, sagt er. »Ein Todesfall in der Familie, fürchte ich.«

»Ja, Sascha, ein Todesfall. In der Familie.«

»O Lucia, ist deine arme Mutter ...?«

Flüchtig und verbittert wünschte ich, ich würde ihn anrufen, um ihm den Tod meiner Mutter mitzuteilen.

»Es geht um meinen Vater. Er ist heute ertrunken. Es hat sich irgendein Unfall im Meer zugetragen, mehr weiß ich auch nicht. Frag

nicht weiter.«

»O Gott. O Gott. Mein herzlichstes Beileid. Wo bist du?«

»Ich bin in New York und fliege heute Abend. Ich weiß, dass das etwas kurzfristig kommt. Ich weiß, dass ich dich seit Jahren nicht mehr gesehen habe. Ich weiß, dass ich meinen Lieblingscousin schonungslos ausnutzte. Aber könntest du mich vom Flughafen abholen?«

Eine kurze überraschte Pause. Ich füge ein »Bitte?« hinzu.

»Aber sicher, keine Frage. Soll ich dich zu deiner Schwester bringen? Oder zu Scott?«

»Na ja, ich kann im Haus meines Vaters wohnen. Wahrscheinlich sollte es nicht leer bleiben.«

Aber Sascha reagiert schnell. »Nein, Lucia, das wäre zu traurig, und überdies wäre es mir eine große Freude, wenn du bei uns wohnen würdest. Und meine Mutter wäre natürlich entzückt.«

»Lebst du wieder bei ihr?«

»Aber sicher.«

»Bist du nicht mehr mit Marina verheiratet?«

»Sie hat mich davon in Kenntnis gesetzt, dass unsere Ehe beendet ist. Aber jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt, um über diese Dinge zu sprechen. Bitte komm zu uns, das würde uns sehr freuen.«

Ich versuche zu protestieren, aber er redet weiter: »Meine liebe Lucia, obwohl es einige Jahre her ist, dass ich deinen Vater gesehen habe, habe ich nur angenehme Erinnerungen an ihn. Er war ein guter Mensch, der beste, und ich trauere mit dir. Ich gehe davon aus, dass deine Mutter informiert wurde?«

»Ich glaube schon. Aber ich weiß nicht, ob sie es verstanden hat.«

Seine Stimme klingt nach Tränen. »Ein herber Verlust für alle, die ihn mochten.«

Alle scheint der Tod meines Vaters härter zu treffen als mich. »Danke, Saschinka.« Ich nenne ihm meine Flugdaten.

»Saschinka wird da sein«, versichert er mir. »Obwohl ich nahezu krankhaft zu spät komme, kann man sich bei einer solchen Gelegenheit auf mich verlassen.«

»Alles klar?«, fragt Jim, als ich auflege.

»Alles klar.« Ich gehe zurück ins Schlafzimmer. »Darf ich dir jetzt

erzählen, was mit Thinking Toys passiert ist?« Ich öffne den Schrank und ziehe ein Paar alte, aber bequeme Schuhe heraus. Es ist wohltuend zu spüren, wie sie sich weich an meine geplagten Füße schmiegen. Die neuen werfe ich in die Tasche und beginne, ein Nachthemd zusammenzulegen. Jim ist neugierig. Am liebsten würde er sich unverhohlen im Schlafzimmer umschauen und mir beim Einpacken zusehen, aber er möchte nicht aufdringlich sein, deshalb sitzt er bei offener Tür in einem Sessel im Zimmer nebenan, den Rücken mir zugewandt.

»Hast du in der Besprechung etwas von deinem Vater gesagt?«, fragt er. »Oder hast du etwa so getan, als sei alles in Ordnung?«

»Ich hab's ihnen erzählt. Das hat meine Position gestärkt.« Jim dreht sich um und verzieht das Gesicht.

»Sie waren brav wie die Lämmer, sogar Kent, und haben praktisch alle meine Vorschläge akzeptiert.«

»Nämlich?«

Ich fasse die Probleme, die sich ergaben, und die Lösungen, die ich vorschlug, zusammen, und Jim scheint beeindruckt zu sein.

»Gut. Hast du gut gemacht.«

»Es ist irgendwie komisch, wenn mir jemand, der mir den Rücken zuwendet, gratuliert.«

Jim dreht sich zu mir um und sieht mir ins Gesicht.

»Das hast du wirklich gut gemacht.«

Er wendet sich wieder ab.

»Aber es geht noch weiter. George wird einen Firmenjet bekommen.«

»Was?«

»Nun ja, vielleicht. Er saß da und sagte, er kann keine Spielzeugfabrik leiten, er kann sich nicht in Planung, Entwicklung, Management, Marktforschung, Marketing einarbeiten. Kent wurde immer bissiger. Und dann hat irgendjemand, also gut, dann habe ich mich nach den Flugzeugen von Mittex erkundigt. Was willst du, sie haben drei von den Dingen. Drei Jets, und George war in der Air Force. Die Antwort liegt auf der Hand, solange er sich vom Alkohol fernhält.«

Jim dreht sich um. Er schaut ängstlich, ob ich nicht gerade etwas zu

Persönliches einpacke. »Die Sache wird allerdings recht teuer werden«, sagt er.

»Warum?«

»Niemand wird in einem Jet fliegen, der von George Hifeld gesteuert wird, jedenfalls nicht ohne eigenen Fallschirm.«

Ich kichere.

»Okay, ich habe alles gepackt.«

Er steht auf und sieht mich an.

»Lucy, dein Vater ist tot«, sagt er.

Und diesmal lasse ich mich von den großen Rädern des Abschleppwagens überfahren. Mein Herz wird in die Brust gedrückt, mein Atem kommt gepresst. Ich keuche vor Schmerz. Ich spüre die Hitze meiner Tränen. Mein Schluchzen ist ein Mechanismus, der die Kontrolle über meinen Körper ergriffen hat. Mein Vater ist tot, und es wird nie wieder jemanden geben, der mich so sehr liebt. Er ist tot, und das Wissen und die Weisheit, die er sein Leben lang angesammelt hat, zählen nichts mehr. Er ist tot, und es gibt jetzt leere Räume, die früher von seinem großen Körper und seiner vollen Stimme gefüllt wurden. Er ist tot, und das Haus, in dem er lebte, und all seine Sachen und die Leute, die er kannte, und die Orte, an die er ging, sind immer noch da, aber ohne ihn. Und wenn die Gezeiten sich oft genug abgewechselt haben, dann werden auch die Beweise seines Lebens verschwunden sein. Ich schluchze wieder und wieder in diese Leere. Aber er ist tot, und er kann auf mein Schluchzen nicht antworten.